

Der kleine Yankee.

Erzählung von G. Th. R.

Rechtsanwalt Wilms klingelte und der junge Müller öffnete die Entree-thür.

„Na“, sagte Wilms, „ist der hohe Familienrath versammelt? Wandelt der Herr Geheimrath auf dem Kriegspfade oder raucht er die Friedens-pfeife?“

„Ja“, sagte Ernst Müller, nach dem Wohnzimmer schielend. „Der gnädige Onkel ist vornehm wie immer. Er ist bei dem Grafen Zrenstein zu Mittag eingeladen und hat es so eilig, daß er nicht einmal Hut und Stod fortgelegt hat.“

Die theure Tante, 1740a Oberregierungsräthin, füllt drei Viertel des Wohnzimmers mit ihrem Korpus und das Ganze mit ihrer Herablassung. Vater ist ganz platt gedrückt von so viel Größe und hat sich in die Ohrendede vertrocknet. Sind das die Papiere?“ fragte er, auf eine Mappe zeigend, die der Rechtsanwalt unter dem Arm hatte.

„Ja, das ist sozusagen die Faktura des kleinen Amerikaners. Was macht denn der Junge?“

„Er hängt seiner Großmutter den ganzen Tag am Schürzenbunde. Ach, Herr Rechtsanwalt“, sagte Ernst bittern, „Sie müssen es so machen, daß Mutter ihn behält.“

„So machen“, wiederholte der Rechtsanwalt, eine Grimasse schneidend. „Glauben Sie, daß man es anders machen kann, als die Eltern es bestimmt haben?“

„Hören Sie“, sagte Ernst, den Rechtsanwalt wieder auf den Flur hinausweisend, wobei er die Thür hinter sich schloß, denn er war zu eifrig, um leise zu sprechen. „Mutter kann nicht ohne den Jungen leben. Sie versteht kein Wort Englisch und er kein Wort Deutsch, aber Sie glauben nicht, wie sich Beide lieben. Sie sagte heute zu mir: Es war schon schwer für mich, Emma herzugeben, aber es wird mir eben so schwer werden, wenn sie mir nun ihren Jungen wegnehmen. O, wir müssen versuchen, es so zu machen, daß sie ihn behält.“

Der Rechtsanwalt trommelte mit den Fingern auf der Mappe. „Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

„Er ist nun einmal testamentarisch, der Junge — nach der anderen Seite. Seines Vaters Familie soll ihn haben, entweder der Herr Geheimrath oder die Frau Oberregierungsräthin. Ihr guter Schwager legt großen Werth auf seine vornehmen Verwandten.“

entrisen werden und daß ihr Mann so schnell folgen würde.“

Er nahm seine Brille ab und pufte die Gläser.

„Was ich hier habe“, fuhr er in geschäftsmäßigem Tone fort, „ist keine eigentliche testamentarische Bestimmung, — wenigstens in dem Sinn des Gesetzes. Ich glaube jedoch, daß alle Betreffenden den in diesem Dokument enthaltenen letzten Willen der Verstorbeneu respektiren werden. Es wird darin der Wunsch ausgesprochen, daß das einzige Kind des verstorbenen Herrn Friedrich Ristow und seiner Gattin, — Johnny, entweder von seinem Onkel, Herrn Geheimrath Ristow, oder von seiner Tante, Frau Oberregierungsräthin Berger, aufgenommen und erzogen werden möge oder aber, falls diese sich nicht dazu verstehen sollten, von seinen Verwandten mütterlicherseits, also den Großeltern. Bitte, wollen Sie es durchlesen, Herr Geheimrath.“

Der Geheimrath nahm das Dokument und las es, wobei sein Gesicht etwas lang wurde.

Die Oberregierungsräthin sah ganz still und wurde immer röther. Zuletzt lockte sie über.

„Ich finde es im höchsten Grade rücksichtslos von Friedrich, daß er keine feste Bestimmung getroffen hat. Es kann doch gar kein Zweifel darüber herrschen, wen er gemeint hat. Johnny, mein kleiner Freund, kommt mal her zu mir“, unterbrach sie sich, mit einem Versuch, durch persönliche Liebenswürdigkeit zu wirken.

Aber Johnny, der das allen kleinen Anaben angeborne Entsetzen vor starren Damen theilte, versank noch tiefer hinter seinem Wack.

„Ist das — das — das alles?“ fragte der Geheimrath etwas unsicher und schlug das Papier zusammen.

„Wie meinen Sie das, Herr Geheimrath?“ fragte der Rechtsanwalt etwas schelmisch.

„Nun — hm — ich — ich meine, es müssen doch noch — noch nähere Bestimmungen er — exist — existiren.“

„In welcher Richtung verkehrt Herr Geheimrath? Die Bestimmung ist ja klar. Zwei Personen — entschuldigen Sie den technischen Ausdruck — zwei Personen werden gefragt, ob sie den Anaben aufnehmen wollen. Sie können „ja“ antworten oder sie können „nein“ antworten.“

„Ja — hm — ich — ich meine, wie der An — Anabe getünigt ge — gestellt — ist, welche Mit — Mittel zu seiner Er — Erziehung — hm — vorhanden sind. Es ist — ja — doch nothw — nothwendig, daß —“

„Ja, das ist allerdings sehr nothwendig“, fiel hier die Oberregierungsräthin ein, „es hieß ja doch, daß Friedrich wohlhabend wäre. Wer also den Anaben nimmt, müßte doch vorher mit seinen pekuniären Angelegenheiten Bescheid wissen.“

Jetzt konnte Frau Müller sich nicht länger halten. Mit Thränen kämpfend, drückte sie Johnny fest an sich und rief:

„Ach, lassen Sie ihn mir doch! Mir ist es ganz gleich, ob er Geld hat oder nicht. Lassen Sie mich doch mein Entkind behalten.“

„Mutter!“ sagte Ernst beruhigend. Die Oberregierungsräthin wurde verlegen und sagte etwas davon, daß man sie mißverstehe.

Der Geheimrath war aber nicht verlegen. Er sagte:

„Es ist sehr — sehr schön, aber man kommt nicht so weit mit der S — S — Sentimentalität. Der Herr Rechtsanwalt ta — kann uns gewiß näher Bescheid — Bescheid geben. D — der ist vielleicht in d — diesem Pade — Pade!“

Damit griff er nach den Papieren auf dem Tische. Wilms legte aber seine Hand darauf und sagte ernsthaft:

„Es giebt einen Umstand, der mich verpflichtet; alles übrige, diese Sache Betreffende zu verschweigen, bis der Punkt erledigt ist, wer den Anaben annehmen will.“

Ein schimmer Verdacht durchfuhr das Gehirn des Geheimraths. Sollte die Sache den Haten haben, daß der Junge kein Geld hatte und daß die mystische Geheimnisträmerei des Rechtsanwalts darauf ausging, ihn zu dem Bruder für reich gehalten, aber man konnte nicht wissen, wie es ihm zuletzt ergangen war. Allerdings hätte ein kleiner, reicher, amerikanischer Reffe sein Haus hübsch aufgeführt, aber ein armer, kleiner Johnny taugte nicht in eine Familie mit drei erwachsenen Töchtern und zwei Söhnen, die Leutnants waren und immer Geld haben wollten.

Derselbe Verdacht erwachte gleichzeitig bei der Frau Oberregierungsräthin und rief dieselben Erwägungen hervor. Das Ende vom Lied war also, daß der Geheimrath schon viel zu alt war, um sich mit der Erziehung eines solchen Anaben zu befassen, — so gut der Kleine ihm auch sonst gefiel, und daß die Oberregierungsräthin mit ihren schwachen Nerven gar nicht dazu taugte, einen solchen kleinen Burschen um sich zu haben, der übrigen vollständig ihr Herz gewonnen hatte. Seine Großeltern waren natürlich die nächsten dazu, ihn zu haben,

besonders da Onkel Ernst im Hause war und sich seiner Erziehung annehmen kann. Schließlich drückte also die Großmutter ihren kleinen Amerikaner an die Brust mit unbestrittenem, einmüthig anerkanntem Eigentumsrecht.

Jetzt hätte Rechtsanwalt Wilms eigentlich mit gutem Gewissen seine Mappe wieder schließen können, aber er konnte es sich doch nicht versagen, noch den Haupttrumpf auszuspielen.

„Ich habe noch eine Mittheilung hinzuzufügen, die ich erst jetzt folgen lasse, nachdem die Bedingungen für ihre Bekanntmachung vorliegen.“

Er nahm ein anderes Papier auf. „Der Wortlaut der Bestimmung des Testaments ist folgender: „Es wird Rechtsanwalt Wilms übertragen, denjenigen Persönlichkeit, welche sich entschließt, meinen Sohn aufzunehmen, die Mittheilung zu machen, daß sie für Unterriht, Erziehung und liebevolle Aufnahme des Kindes die Zinsen des Kapitals erhalten soll, welches ihm als Erbtheil zufällt, bis er bei eintretender Mündigkeit freie Verfügung darüber erlangt. Dieses aus fünf-hunderttausend Dollars — zwei Millionen Mark — bestehende Kapital wird bei der Veröffentlichung dieser Mittheilung schon auf der Reichsbank deponirt sein.“

Rechtsanwalt Wilms schwieg und blidte seine Zuhörer der Reihe nach an. Die Oberregierungsräthin platze beinahe vor unterdrückter Wuth.

Der Geheimrath wurde blaß, hielt sich aber ganz tapfer.

„Sie werden mir Recht darin geben“, fuhr Wilms freundlich fort, „daß ich verpflichtet war, bis jetzt zu schweigen. Ich sollte nur der Person die Mittheilung machen, die den Anaben übernahm und wer das war, konnte ich doch nicht vorher wissen. Man muß in solchen Sachen ja immer streng korrekt handeln.“

Johnny hatte nicht nöthig, seine die Tante zum Abschied zu küssen. Sie befand sich nicht wohl und kürzte die Abschiedszeremonie so viel wie möglich ab. Der Geheimrath sah draußen auf dem Flur den Rechtsanwalt in's Knopfloch und sagte:

„Sie — Sie — Sie waren doch wohl nicht ganz ehrlich — es waren For — For — For —“

„Darauf ich Ihnen helfen, Herr Geheimrath? — Ganz richtig, es waren Formalitäten. Aber ja, aber sehen Sie, Formalitäten helfen uns über manche Schwierigkeiten hinweg. Darf ich Ihnen Ihren Weberzieher anziehen helfen, Herr Geheimrath?“

In der Wohnstube aber tanzte Johnny, Großmutter und Ernst einen lustigen Rundtanz und zum ersten Male seit drei Monaten lächelte der alte Müller.

Gottlieb's „Antipazie“.

Novellette von Felicitas Rose.

Onkel Gottlieb war eingefleischter Junggeselle. Er hätte gut und gern heirathen können, denn er war Rentier, aber er wollte nicht.

„Der liebe Gott hat mir als Junggeselle auf die Welt kommen lassen, — bleib ich halt einer.“

Der: „Es ist mich zu schämlich, ewig so'n Frauensgezieher um mir zu haben.“

Höflich war Onkel Gottlieb nicht. Er war auch kein Onkel von Geburt, sondern „Wahlverwandtschaft“ von mir.

Seine Wohnung war voll von seltsamen, ausgepöpten Thieren, die alle ein mehr oder weniger schreckhaftes Aussehen hatten; am schreckhaftesten sah freilich seine lebendige Wirtschaftin aus. Er hielt sich einen Sieselburchen und einen Gärtner und hätte sich wohl auch einen Koch gehalten, wenn das in Schwarzhäusern nicht so sehr aufgefallen wäre.

So nannte er denn seinen Hausdrachen wenigstens „Emil“, obwohl er „Emilie“ hieß. Dieser Hausdrache tnechtete Onkel Gottlieb buchstäblich und verstärkte dadurch seinen Haß gegen die „Frauenzimmer“. Noch ein weibliches Wesen war in seinem Hause, ein jartes Mädchen, das Kind seiner einzigen Schwester. Er hatte die Wittwe und ihr Töchterchen in sein Heim aufgenommen und in rührender Weise für sie gesorgt, aber die junge Frau folgte dem Gatten bald nach, und ihr Tod war für Onkel Gottlieb ein neuer Beweis für die „Unantbarkeit“ der Frauenzimmer. Mit dem Dasein der jarten, kleinen Erla konnte er sich erst gar nicht befreundet, er hakte sie, um einen besseren Anblick von ihr zu haben, in einen Anabenanzug und war erbittert, daß sie so „unmännlich“ darin aussah und ewig ihre häßliche Puppe auf dem Schoß hatte, anstatt die Bleisoldaten, die er ihr geschenkt. Er wünschte sie nur so lange zu behalten, bis Erla groß sein würde.

„Sobald du konfirmirt bist, Erla, führst du mich die Wirtschaft, und Emil fliegt“, sagte er zu Erla. „Laß dich mal bloß nicht einfallen, nach die Mannsleute zu gucken, heirathen ist meine größte „Antipazie“, die's nur giebt, und stürzt jeden ins Unglück.“

Onkel Gottlieb vereinigte nun seine sämtlichen „Antipazien“ in eine einzige riesenhafte, und widmete diese seinem „Gegenüber“, von ihm „Biss-

fiß“ genannt: „Fräulein Erdmuth Frisch.“

Die etwa vierzig Jahre alte Dame trug ihren Namen mit Recht. Sie hatte rothe Baden, helle Augen, kaum ein vereinzeltes, graues Haar in ihren blonden Flechten und schaute so fröhlich in die Welt, wie ein ganz junges Mädchen. Das Pugaeschaft, welches sie trieb, ernährte sie gut, denn sämtliche Honoratiorenfrauen der Stadt waren ihre Kundinnen, und um pünktlich sein zu können, Zeit zu sparen und immer das Neueste auf Lager zu haben, fuhr sie öfters auf dem Rad nach der nicht allzu weit entfernten Kreisstadt. Es war das erste und einzige Damentrad in Schwarzhäusen.

Erla und ich hatten uns auf eigene Art kennen gelernt. Die Eltern suchten nach einem ordentlichen Umgang für mich, und Onkel Gottlieb suchte auch eine Spielgefährtin für Erla, und zwar sollte diese Gefährtin nur wenig Eigenschaften von einem „Frauenzimmer“ besitzen. So wurde Erla meine „beste Freundin“, zwar älter als ich, aber sehr gut zu mir passend.

Eines Tages kam Onkel Gottlieb sehr aufgeregt von seinem Spaziergang zurück.

„Na, nu is der Kram fertig, nu hat se sogar 'ne Rahe“, sagte er voller Verachtung.

Wir wußten sofort, wer „se“ war. „Die Rahe hat Fräulein Frisch schon lange“, berichtete ich, „sie hat sie von ihrer verstorbenen Mutter geerbt, es ist eine wertvolle Angoratahe, und sie hält sie immer im Hause, weil ich ihr sagte, du schiebst alle Katzen tot.“

„Das war sehr nahefens von dich“, erwiderte Onkel Gottlieb, „und du kannst mir dadurch in Deubels Küche bringen. Aber die Polizei soll Unfug nicht dulden, und ein Frauenzimmer mit'n Felopsett und mit 'ner Rahe, das is ein Unfug.“

„Sieh, da kommt sie“, rief ich und zeigte mit dem Finger auf Onkels „Antipazie“, die im schlichten grauen Lobentkleid, einen Strohhut auf den blonden Flechten, aus dem Hause trat. Sie führte ihr Rad an der Hand, serang dann schnell und sicher auf und war bald um die Straßenecke verschwunden.

„Sie kann es famos“, sagten Erla und ich benügend. Onkel Gottlieb lächelte derartlich.

„Dafür wird se auch sonst nicht viel können“, sagte er, „se locht sich auch nie selber, sondern ich im Speisehause, das thut auch kein „honores“ Frauenzimmer, sondern nur die „Gmanikter“.“

„Sie locht sehr gut, sag meine Mama“, rief ich, „sie hat uns neulich das Rezept zu Thüringer Speduckn gegeben, aber Mama sagt, wie Fräulein Frisch ihn backt, so bringt ihn niemand zu Wee.“

„Speduckn?“ fragte Onkel Gottlieb, und seine kleinen Augenchen wurden ganz blank vor Wonne. „Speduckn? den hab' ich seit dreißig Jahren nicht mehr geessen, den hat auch meine Mutter gebaden — oh — oh — ich glaub' das nicht von die Person da drüben.“

Fräulein Frisch hatte Onkel eines schönen Tages „gestellt“. Es handelte sich um Erla. Sie hatte von „Verantwortung“ gesprochen, von bemitleidenswerthen Geschöpfen, von Junggesellenwirtschaft, und als Onkel ihr mühsend zugerufen, sie solle sich um sich und ihr Katerdich und das Felopsett kümmern, hatte sie „alter Herr“ gesagt und war ins Haus zurückgekehrt. Nun war Onkel gänzlich fertig mit „der da drüben“.

Eines Tages holte mich Erla ganz verstört zu sich. Onkel Gottlieb war böß gefallen und hatte den Arm gebrochen. Er lag gleichzeit und verbunden in seinem ungemüthlichen, finsternen Schlafzimmer und Erla mußte nicht aus noch ein mit ihrer schwachen Kraft, denn „Emil“ hatte sich gleichfalls in ihre Klemmen zurüdgezogen, lag zu Bett, fieberle und phantasierte in der schönsten Infuenza herum. Onkel Gottlieb ahnte davon nichts, der Arzt hatte jede Aufregung für ihn verboten, und so quälte sich Klein-Erla mit der Hausarbeit und dem Kochen ab, wobei ich ihr nicht einmal helfen durfte, denn Onkel Gottlieb erklärte einfach: „Du lebst mich vor, Felix; zwei Frauenzimmer sind genug in der Küche.“ Ich las so leierig und langsam wie nur möglich, und aus diesem Grunde schlief Onkel Gottlieb bald ein.

Als ich leise sein Zimmer verließ und ins Wohnstübchen kam, bot sich mir ein eigener Anblick.

Erla saß auf dem Sofa und hatte ihr jartes Köpfchen an Fräulein Frisch's Schulter geschmiegt.

Dann folgte eine lange Berathung zwischen uns dreien, tiefes Stillschweigen wurde gelobt, und nun begann eine köstliche Zeit für Erla, für „Emil“ und für Onkel Gottlieb.

„Hätt nicht gedacht, was in dem Emil steckt“, sagte Onkel Gottlieb jeden Tag, „so wunder schön hat sie nie 'getocht und immer meine Leibessen. Ich werg mir sehr bedanken, ob ich sie geben lasse.“

Als aber eines Tages gar ein aufstehender Speduckn zu ihm heraufgetragen wurde, da ließen Onkel Gottlieb die hellen Thränen über die Baden, und er schidte „Emil“ einen Zähler. „Emil“ war immer noch sehr zart, und als noch eine Ungelegenung hinzukam, schafften wir sie trotz ihres Sträubens ins Kranken-

haus. Schließlich kam aber der Tag, an dem Onkel und „Emil“ wieder gesund auf der Bildfläche erschienen. „Emil“ hatte sich gern zum Schweigen verpflichten lassen und ruhte sich nun auf Fräulein Frisch's Lorbeer aus. Als Onkel Gottlieb zum erstenmal wieder seine „Antipazie“ am Fenster sah, sagte er ingrinnig: „Das war mal ne rechte Erholung, dies Frauenzimmer fünf Wochen lang nicht zu sehen!“

Um zu prüfen, ob sein Arm die ganze alte Kraft wieder bekommen hatte, nahm Onkel Gottlieb nach ein paar Tagen die Hinte zur Hand, stellte sich an sein Schlafstübchenfenster, um von dort aus den überhand nehmenden Spähen in seinem Obdachtgen den Garaus zu machen. Da — ein Schuß, ein Klagelaut, und ein weißes Körperchen lag tot auf dem grünen Rasen. — — Fräulein Erdmuth Angoratahe. Erla fing laut an zu weinen, als sie das Unglück sah, ich selbst war ganz furchtbar empört über Onkel Gottlieb, denn ich konnte mir's nicht denken, daß es unabsichtlich geschehen sein sollte. Als ich aber sein blaßes Gesicht sah, in dem die kleinen, gutmüthigen Augen halb auf die todtte Rahe, bald uns furchtsam anstarrten, und er immer wieder rief: „Das wollte ich wirklich nicht, das nicht“, da wurde ich von Mitleid erfüllt und versprach ihm, das Thier zu Fräulein Frisch zu bringen und ihr die Wahrheit zu sagen. Aber das Fräulein glaube mir nicht. Mit einem Weheuf warf sie sich über den todtten Lebling und erging sich in bitteren Anklagen gegen den harten, bösen Mann, der ihr das letzte Liebe geraubt.

Als ich zu Onkel zurückkam, fand ich ihn in schredlichster Verfassung. Er hatte dir Erla erfahren, was Fräulein Frisch an ihm und ihr in den Tagen der Krankheit gethan hatte, und war nun wie verwandelt. Er suchte, wo es nur ging, Fräulein Frisch zu begannen, er grüßte sie schon von weitem, aber sie sah an ihm vorbei, als ob er Luft wäre. Im Hause war er voll rührender Fürsorge für Erla, und unachtsichtig streng mit „Emil“. Er erstand für theures Geld eine weiße Angoratahe, die er Fräulein Frisch bei dem ersten persönlichen Augenblick schenken wollte. Eines Tages winkte er mir heimlich nach zu.

„Felix“, sagte er, „du bist von allen Frauenzimmern noch der vernünftigste Kerl, ich muß dir was anvertrauen. Es wurmt mich, daß ich der Art — ich meine Fräulein Frisch, nicht danken kann für alles, und mir nicht „trankschiren“ kann mit die Rahe, aber das Fräulein hält mich Stand. Und deshalb mußst du mich helfen, daß ich „felopsetten“ lerne.“

„Onkel Gottlieb — du?“

Onkel Gottlieb's Entschluß stand eisen fest; er ließ sich ein Rad kommen, Papas Bürsche unterwies ihn in der Radfahrkunst. Und siehe da, es wurde! Langsam, aber sicher! Als Fräulein Frisch das nächste Mal zur Föhrerei fuhr, folgte ihr Onkel Gottlieb in einiger Entfernung. Freilich kam er hinten wieder heim. Aber schon nach wenigen Tagen folgte Onkel wieder dem grauen Lobentkleid, und diesmal zeigte er bei der Rückkehr fast triumphanten seinen verbundenen Kopf und sagte: „Das hat Fräulein Frisch gethan, se is sehr nett und vernünftig, es is mich ungetreulich, wie se dabei 'n Frauenzimmer sein kann.“

In den Raffeschlachten unleres Städtchens wurde viel über die gemeinamen Radfabriken der beiden Todfeinde verhandelt. Aber auf Erlas jartem Gesichtchen lag jetzt ein strahlendes Lächeln; „Emil“ hatte die Kündigung in der Tasche!

Nun wollte ich auch einmal wieder Fräulein Frisch „guten Tag“ sagen, von der man munkelte, sie wolle das Pugaeschaft verkaufen, um sich zu „verändern“. Leise künkte ich die Thür zu ihrem Zimmer auf, vor mir sprang noch die Angoratahe hinein und mit einem mächtigen Saue auf das Sofa. Mit einem Schrei fuhr ich zurück und schlug die Thür wieder zu.

„Was hast du?“ fraute Erla, die mir nachkommen war.

„Ach du liebe Zeit — da drinnen ist Onkel Gottlieb, und sieht mit seinen sämtlichen „Antipazien“ auf einen Hümpel zusammen, und ich glaub' — er küßt sie.“

Ein chinesisches Mittel gegen Diphtheritis

lernen wir aus dem „Das Lloyd“ kennen. Er schreibt: Auch in Ringpöfuchen die Behörden das Umschgreifen von Krankheiten, die in Folge des milden Winters überall auftraten, nach Mäßigkeit zu verhüten. Es ist dort an Strafenden ein Anschlag angebracht, der ein Mittel gegen die Diphtheritis angiebt und folgendermaßen lautet: Diese Krankheit beginnt mit Halsweh und Hige im Kopf. Man soll so rasch wie möglich sich einen Regenwurm und eine schwarze, entkernte Pflaume verschaffen. Der Wurm wird lebend zwischen die Pflaume gesteckt und das Ganze in den Mund genommen. Berachtet diese Vorchrift nicht, verbreitet sie überall! Ein Regenwurm kann unter dem Wasserfang gefunden werden, bei ein schwarze Pflaume kann man in jeder Apotheke kaufen. Rote Rüben, Oliven und Segras sind gute Mittel, um dieser Krankheit vorzubeugen.

Annouce. Die gegen die Frau Meyer ausgehoffene Beleidigung, daß sie noch denselben Hut trage wie voriges Jahr, nehme ich hierdurch reuenvoll zurück. Frau Huber.

Von Anno dazumals. Feldwebel: „Mir scheint, Kupfermosef, Du hostst heut' die Schuß' von Deiner Alten an!“ — Garbist: „Nanu, wasch soll ich denn mache, meine Stiefel sein in Reparatur.“

Deplacit. „Wie, Fräulein Alara, sind Sie wirklich dieselbe, die ich als kleines Mädel herumgetragen hab'?“ — „Freilich bin ich's, Herr Maier.“ — „Wie Sie groß und feldh gemorden sind, ja, ja, was der Zahn der Zeit Alles vermag!“

Der praktische Arzt. Rentier: „Hier, lieber Schwiegersohn, haben Sie die Mitgift meiner Tochter — 150,000 Mark.“ — Schwiegersohn: „Danke bestens, aber für ärztliche Bemühungen um Ihr Fräulein Tochter während unserer Brautzeit muß ich Ihnen noch 7 Mark 50 Pfennig liquidiren.“

Muskalisch ausgedrückt. Impresario (welcher gekommen ist, einen Geigenvirtuosen zum Concert abzuholen, zu dessen Diener): „Hat Ihr Herr seine Toilette noch nicht beendet?“ — Diener: „Nein, er ist noch beim Picicato!“ — Impresario: „Was heißt das?“ — Diener: „Er zupft noch immer an sich herum!“

Im Eifer. Ein Gelehrter hat eine sehr preffante Arbeit zu vollenden und empfängt daher seinen Besuch. — Plötzlich wird er durch ankaltendes Läten gestört. Da dasselbe kein Ende nimmt, öffnet er endlich selbst die Thüre. „Aber, mein Herr“, sagt er ärgerlich, „merken Sie denn noch nicht, daß ich nicht zu Hause bin?“

Neue Ausichten. Refse: „Lieber Onkel, ich habe mich entschlossen unzulasten und die juristischen Studien aufzugeben.“ — Onkel: „Und welchen Beruf hast Du Dir erwählt?“ — Refse: „Ich will Mühlstuden.“ — Onkel: „Na, in Gottes Namen! Aber eines Tage ich Dir gleich, Franz, auf meinen Hof kommst Du mit nicht!“

Ein Unverküfflicher. „Na, hast Du meine Komödie gelesen? Wie findest Du sie?“ — Zum Erbarmen — einfach jammervoll!“ — „So?“ — dann will ich sie lieber als Tragikomödie bezeichnen.“

Gegenwartige Medizin. Arzt: „Also mit Ihrem Jungen ist keine Gefahr. Ihm ist bloß Seife und warmes Wasser nöthig.“ — Mutter: „Und wann muß er es einnehmen — vor oder nach dem Essen?“

Was so! „Ich möchte Ihnen rathe, fleis vor dem Frühstück einen Spaziergang zu machen — das würde Ihnen sehr gut bekommen.“ — Dame: „Ach, das geht nicht, ich stehe ja immer erst nach dem Frühstück auf.“

Auf dem Schriftsteller-Balle. „Aber ist denn die junge Dame dort mit dem herrlichen Lächeln auf dem holden Antlitz?“ — „Weiß auch nicht genau. Jedemfalls aber wohl Tochter eines reichen Buchordereibesizers!“

Umschreiben. Dichter: „Nun, wie gefällt Ihnen mein neues Lustspiel?“ — Direktor: „Na, wissen Sie, ich muß dabei immer an einen alten Ofen denken.“ — Dichter: „Wieso?“ — Direktor: „Der sieht nämlich auch nicht.“

Witter. Dame (im Putzschäft): „Haben Sie mir auch alles gezeigt?“ — Verkäuferin: „Nein, alles nicht, es steht noch ein unbezahlter Posten von Ihnen in meinem Hauptbuche. Wenn Sie wünschen, werde ich Ihnen den auch noch zeigen.“

Verplappert. Onkel: „Hast Du das von mir erhaltene Geld aber auch nicht vertrunken, sondern Dir wirklich ein wissenschaftliches Werk besitz gekauft?“ — Studiosus: „Gewiß, wenn Du mir nicht glaubst, so frage nur meinen Schneider, dem ich das Buch schon mehrere Male an den Kopf geslogen.“

Gegenfeitig. Gattin: „Sage mal, Paul, soll ich mir für diesen Herbst einen schwarzen Hut und ein dunkelbraunes Kleid machen lassen?“ — Gatte: „Was meinst Du, soll ich in einem schwarzen Hut und in einem braunen Rod, oder in einem braunen Hut und in einem schwarzen Rod meine Bitte anmelden?“

Gründliches Mißverständniß. Der Provinzialschulrath besucht die Tertina. Man überseht gerade die Dohse. Der wegen seiner Zeitlichkeit bekannte Oberlehrer überreicht dem Revisor sein Exemplar. — Schulrath (mit Bezug auf die Dohse): „Wo stehen Sie, Herr Oberlehrer?“ — Professor (Confusionalitäts ganz zerküsst): „Gewöhnlich stehe ich hier am Fenster, zumellen allerdings füge ich auf dem Ratheber.“